

Preis: 20 Pfennig
Frankreich 4 frs.
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg. Italien 2 Lire, Schweiz 40 Rappen, Spanien Ptas. 1.25, Portugal 2.— Esc., Ungarn Pengő —.36, Belgien 2 bfrs., Holland 20 Cts., Kroatien 5 Kuna, Serbien 4 Dinar, Bulgarien 8 Lewa, Rumänien 14 Lei Slowakei Ks. 2.50

DONNERSTAG, 8. OKTOBER 1942
17. JAHRGANG ⁘ FOLGE 41

Mit herzlichen Heimatgrüßen an die Front von:

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.m.b.H. MÜNCHEN 22

„Komm nur, Mütterchen, dir passiert nichts!"

PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Neuburger.





Die Vorausabteilung fängt eine Meldung ab.
Links: Ein sowjetischer Kavallerist wird gefangengenommen. Mit einer Meldung in der Tasche sollte er zu einem bolschewistischen Standort reiten, der eine Stunde zuvor von unserem Spähtrupp schon durchgekämmt wurde.
Rechts: Bolschewistische Kavalleristen werden überraschend gefangengenommen.





Sie atmen auf, daß die Sowjets verschwinden.
Die Frau gibt an, daß im Dorf noch vereinzelt Sowjets versteckt seien.

Aufnahmen: Kriegsberichter Karl Knödler (Atl.).

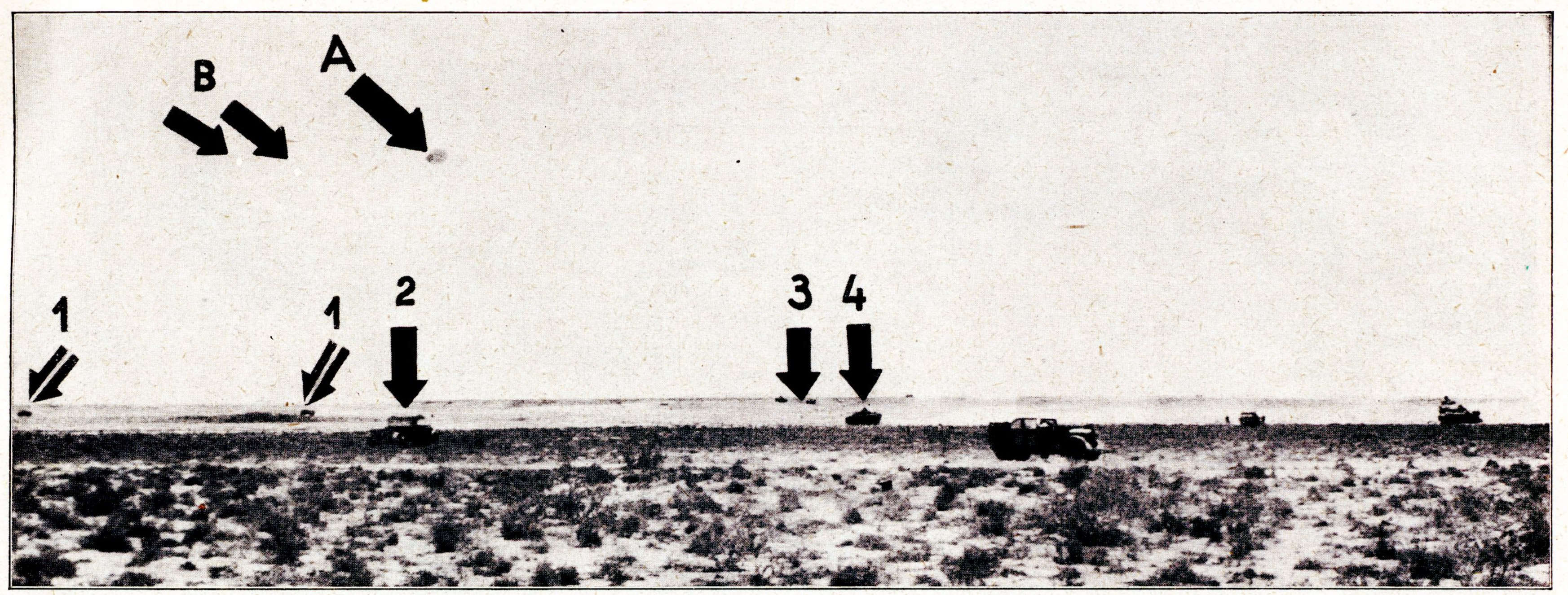
Noch vor einer Stunde waren hier die Bolschewiken.
Die Leute dieses Kolchos freuen sich und beschenken die deutschen Soldaten mit Eiern und Früchten. Die Eier werden hier gleich schmackhaft zubereitet.



Ochsen und Schweine, die der Vorausabteilung in die Hände fielen.

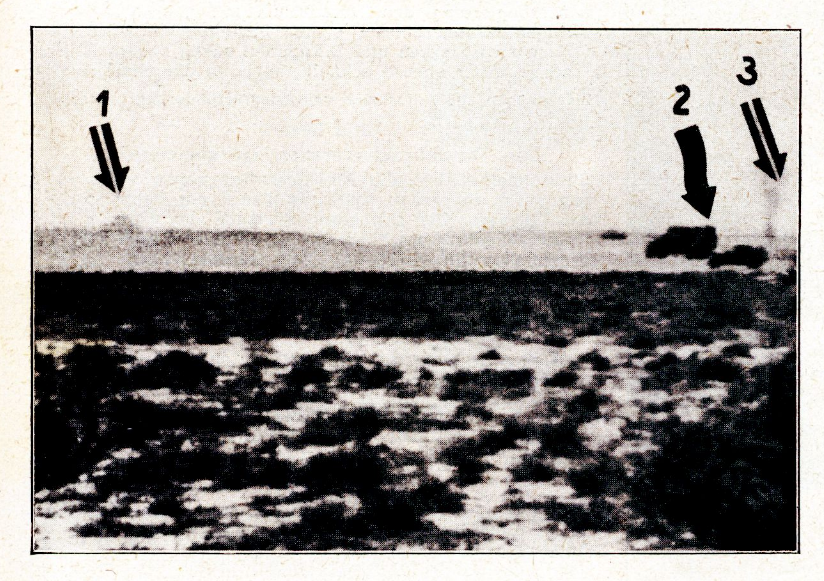
PANZERKRIEG IN DER WÜSTE

NACH AUFZEICHNUNGEN DES KRIEGSBERICHTERS KURT CAESAR



Der Engländer versucht, mit zwei Panzerspähwagen auszubrechen.

Seit Tagen — so erzählt der Bericht — sind wir in der Verfolgung des Feindes. Die Kolonne unserer Kampfgruppe war schließlich doch schneller und ausdauernder, so daß der Feind vor die Alternative gestellt war, sich entweder zu ergeben oder den verzweifelten Versuch zu unternehmen, durch unsere Kolonne durchzubrechen. Es war in den frühesten Morgenstunden, als zwei gegnerische Panzerspähwagen als erste den Versuch unternahmen, durchzukommen. In Höchstgeschwindigkeit liefen sie, plötzlich hinter einer flachen Bodenwelle hervorstoßend, vor unseren Kampf- und Versorgungsfahrzeugen vorbei. Ihr durch Nervosität bedingtes Feuer, das ungezielt auf und zwischen unsere Fahrzeuge gelegt wurde, rief die sofortige Antwort unserseits hervor. Auf der Abbildung sieht man links (Pfeile Nr. 1) die beiden englischen Spähwagen in hoher Fahrt und unter dauerndem Feuern an der Spitze unserer Kolonne vorbeistoßen. Der nächststehende unserer Panzerspähwagen (Pfeil 2), den unsere Kameraden meisterhaft (gegen Fliegeraufklärung) als LKW. getarnt hatten, läuft nun in voller Fahrt gegen die vermutliche Fahrtrichtung der beiden Ausreißer, während (Pfeil 3 und 4) unsere Sicherungspanzer mit Vollgas nachstoßen und sich so postieren, daß die hinter dem Hügel heranbrausende Masse der feindlichen Kolonne den Weg verlegt vorfindet. Während dieses Manövers reagieren auch die Versorgungsfahrzeuge auf ihre Art und erweitern unter sich den Abstand, um minimalsten Zielraum für Artillerie und Kampfflugzeuge zu bieten. Eine kleine schwarze Explosionswolke einer schweren Flak (Pfeil A) kündigt den Fahrzeugen Annäherung und Angriffsrichtung feindlicher Kampfflieger an. Diese Ankündigung ist sehr wichtig, denn bei dem starken Geräusch der eigenen Fahrzeugmotoren wird das Brummen der herannahenden Flugzeuge übertönt. Die beiden Pfeile B weisen auf zwei weitere (weiße) Explosionswölkchen.

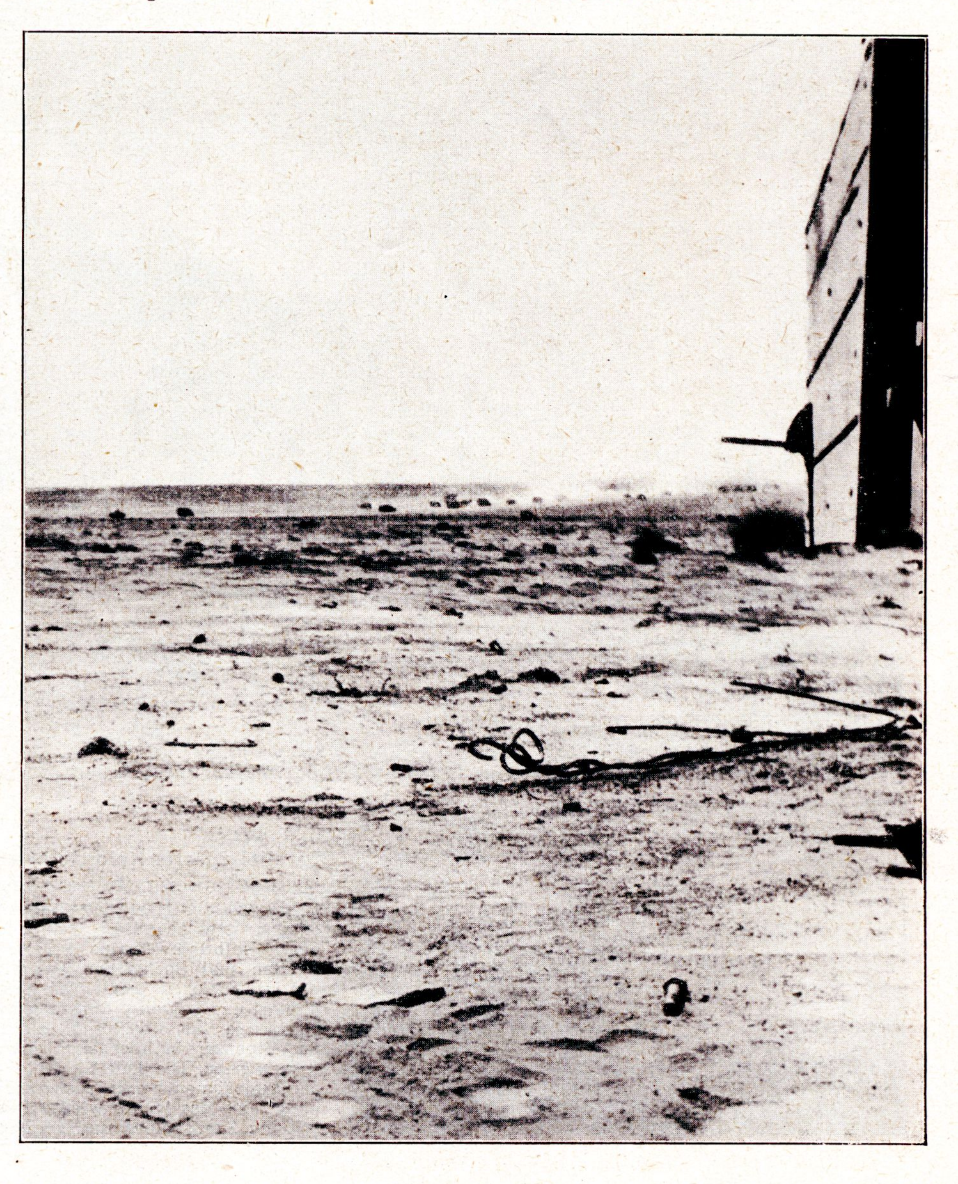


Es geht weiter vorwärts.

Nach wenigen Augenblicken sind die beiden feindlichen Spitzenfahrzeuge niedergekämpft, und nur eine kleine Rauchsäule am Horizont verrät noch die Vernichtungsstelle (Pfeil 3). Unaufhaltsam drängen unsere Fahrzeuge weiter (Pfeil 2), bis sie plötzlich durch einen auftauchenden schweren englischen Panzer (Mark II) (Pfeil Nr. 1) gestört werden.

Schon Tage und Nächte sind wir unterwegs. Ebensolange ist man weder aus Uniform und Stiefeln gekommen. Schweiß des Tages hat sich mit dem feinen Sandstaub zu einer Kruste auf Hemd und Uniform entwickelt.

Unsere Riesenkolonne bleibt dann und wann stehen, wenn von irgendeiner Seite her Geschützfeuer mitten unter die Fahrzeuge schlägt. Es ist das Zeichen,



Der Feind wird gestellt.

Es ist die Spitze derselben Feindkolonne, die vorher schon versucht hatte, wieder Anschluß an ihre eigenen Streitkräfte zu erlangen. Das Gelände geschickt ausnutzend, versuchte sie wieder schneller zu sein als wir. Zu einem neuen Ausweichen ist es jedoch zu spät. Die englische Kolonne ist gestellt, und auch nicht das verzweifelt schnelle Manövrieren der Feindfahrzeuge (auf der Abbildung im Hintergrund) kann den Zusammenstoß vermeiden.

Verzweiflungsversuche der Briten.

Das englische Kommando sieht nun keine andere Möglichkeit mehr, als durch einen plötzlichen Stoß seiner Panzerbegleitung den Durchbruch mit Gewalt zu erzwingen. Unter Einsatz seiner begleitenden Artillerie wälzen sich Mensch und Maschinen gegen unsere Fahrzeuge. Aber ebenso schnell reagieren die unsrigen.

Zeichnungen und Aufnahmen von Kriegsberichter Kurt Caesar.



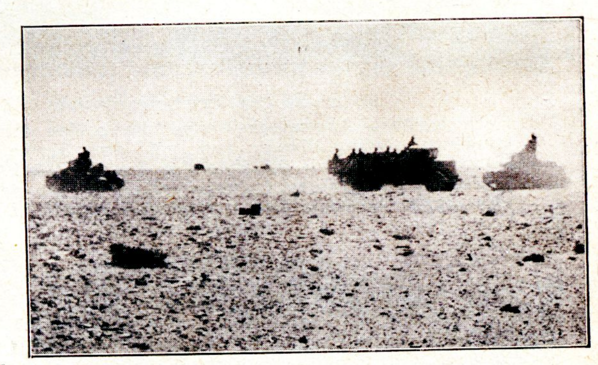
Bild links:

Der Durchbruchsversuch ist gescheitert.

Blitzschnell stehen die Abwehrwaffen bereit und stoppen durch ihr genau liegendes Feuer die Panzerspitze des Gegners. Der Durchbruchsversuch des Feindes ist zusammengebrochen, und die typischen Rauchfackeln brennender Panzer geben der Landschaft ein neues Aussehen.



daß man den Feind wieder erreicht hat, der sich durch dauernde Bewegungsmanöver von uns lösen will. Unsere Kampffahrzeuge werfen sich sofort gegen die feindlichen Kampfmaschinen, und für Minuten — manchmal auch Stunden — tobt dann



Immer neue Kampfwagen rollen gegen den Feind, während die letzten Versorgungsfahrzeuge sich bemühen, aus dem direkten Schußbereich zu kommen.

Nur eines der großen Transportfahrzeuge war durch einen Treffer in den Motor zum Halten gezwungen worden. Hilfsbereit nähert sich sofort ein Begleitpanzer, um die Mannschaft aufzunehmen und das Fahrzeug mit seiner wertvollen Ladung aus der direktesten Feindeinwirkung herauszuziehen. Vom Mittel- bis Vordergrund zeigt sich auf dem Photo das typische Hin und Her des Bewegungskrieges in der Wüste.



Bild links:

Parallel unserer Kolonne bewegte sich eine gleichartige unserer italienischen Waffengefährten.

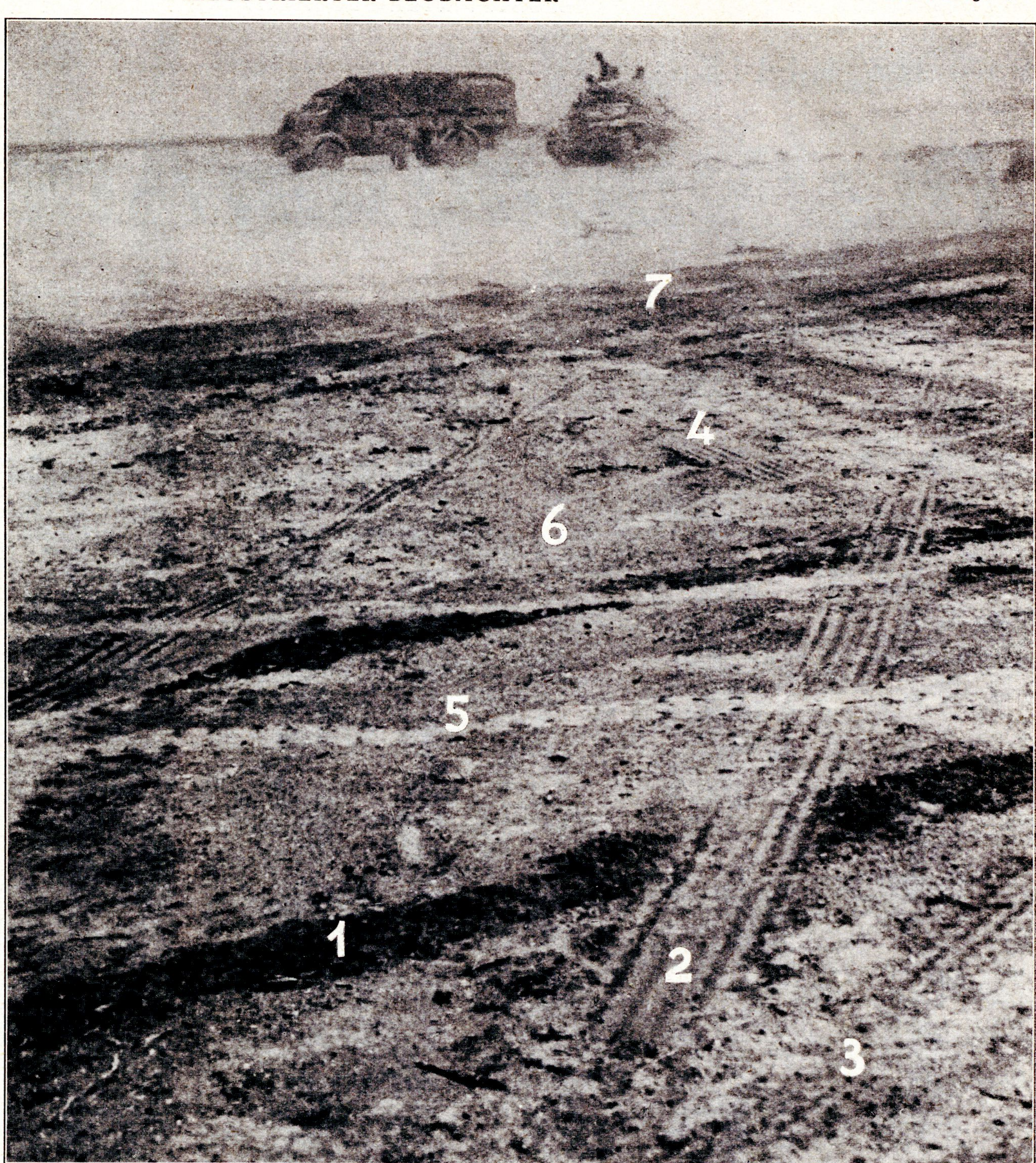
Die in wilder Hast davonjagenden englischen Wagen stießen nun auf diese Fahrzeugsäule und versuchten durch sofort eröffnetes Schnellfeuer ihrer Selbstfahrlafetten und Spähwagen Panik und Durcheinander in die waffenlosen Begleitfahrzeuge zu bringen. Diszipliniert und geordnet drehen jedoch diese unbewaffneten Fahrzeuge ab, während gleichzeitig die schnellen Begleitpanzer in höchster Fahrt sich dem Gegner entgegenwerfen. Die Luft ist voller Getöse und Geknatter der Explosionen verschiedenster Munition, und dem Auge bietet sich das immer wieder fesselnde Bild des aufwirbelnden Sandstaubes und zerfließender Explosivwolken.

ein hartes Ringen: wir, weil wir durchstoßen wollen, der Feind, weil er uns aufhalten muß, um seinem Gros Luft zu verschaffen.

Meist ist es allerdings so, daß der Feind schnelle Selbstfahrlafetten und Panzerspähwagen gegen unsere Stoß- und Versorgungskolonne losläßt.

Wenn unsere Riesenkolonne von „fliegenden" Positionen aus beschossen wird, hält sie erst gar nicht. Man fährt in





Der Wüstensand erzählt: Einige Quadratmeter eines vorher noch nie von Menschen betretenen Wüstenbodens werden direkt zum Erzähler großen Geschehens in der Einöde. Zuerst fuhr über diesen Boden Spur 1, die von einem schweren deutschen Panzer herrührt. Quer über diese Spur hinweg führt eine solche eines mittelschweren anglo-amerikanischen Panzers (2). Die Tragik jenes Kampfaugenblickes zeichnet sich bildhaft auf jenem Boden ab. Die nächste Spur legt (4) sich wieder über die vorangehende: es ist die eines schweren italienischen Terni-Panzers, dessen Versorgungsfahrzeug (Spur 3) nach kurzer Zeitspanne schon wieder in anderer Richtung seinem Vorfahrzeug folgen muß. Über alles legt sich hastend der Abdruck eines schnellen englischen Versorgungsfahrzeuges (Spur 5), das nach kurzer Zeitspanne schon wieder aus anderer Richtung diese Schicksalsstelle überkreuzt. Bei näherem Hinsehen stellt das geübte Auge fest, daß es sich bei dieser Spur jedoch nicht um einen Lastkraftwagen, sondern um eine Selbstfahrlafette handelt. Huschend leicht zieht sich über alles die schmale und elegante Spur (6) einer „Fiat 1500". Hier fuhr also ein italienischer Kommandeur, der dieses Gefecht seiner Einheit leitete. Gleichsam wie eine Straße zieht sich eine Massenspur deutscher Fahrzeuge (7) vorbei, die zu einer starken Vorausabteilung gehören, die schon lange vor den nachfolgenden Kämpfen hier vorbeigezogen waren. Inzwischen haben die Italiener auch hier den Gegner gestoppt, und nur ab und zu zischt Leuchtspurmunition durch die Luft, um jenem Rest des zerschlagenen Feindhaufens den letzten Widerstandswillen zu nehmen.

großem Abstand zum nächsten Vorderwagen. Es müßte schon ein großer Zufall sein, wenn hierbei ein fahrender Wagen getroffen würde.

Anders ist es schon, wenn bei unübersichtlichem Gelände und bei Annäherung an eine neue feindliche Widerstandslinie stärkeres oder gar konzentriertes Feuer auf uns abgeladen wird.

Die explodierenden Granaten dekken den Angreifer manchmal fast zu.



Unsere Panzerspitzen indessen, die bewährten Panzer „3", überrennen schon die Vorstellungen und Infanteriesicherungen des El-Alamein-Stellungsgebietes, das Mensch und Kampfmaschinen wieder vor neue Probleme stellte.



FRANK HELLER:

Die Debatte um Atlantis

(10. Forstetzung.)

Der Schluß in Folge 40:

„Attentat", antwortete der Dozent ohne zu zögern. „Ein schwerer Bronzeleuchter mit lockeren Schrauben und ein um ein Sesselbein gewickelter Leitungsdraht, das sind Dinge, die man nicht auf Konto Unglücksfälle buchen kann."

„Also Attentat", stellte Ebb fest. „Die zweite Frage: War das Attentat gegen den gerichtet, den es traf, oder gegen jemand anderen?"

„Gegen den, den es traf", erwiderte Lütjens abermals ohne zu zögern. „Wenn man im Dschungel eine Falle legt, so wird man sie nicht aufs Geratewohl legen, sondern dort, wo man weiß, daß sich die Beute aufzuhalten pflegt. Man wird die Gewohnheiten der Beute studieren und danach seine Arrangements treffen. Derjenige, der hier seine Arrangements getroffen hat, wußte, daß eine bestimmte Person, und fast ausschließlich diese Person, im Wintergarten zu verweilen pflegte und daß sie sogar ihren bestimmten Sessel hatte."

Der Dichter Ebb sah sich um.

„Sie haben recht, wenn Sie vom Dschungel sprechen", sagte er. Blumen, Farben, das Ganze ist wie im Dschungel... Die nächste Frage ist etwas verquickter: Wer kann dahinterstecken, und was mag der Betreffende für ein Motiv gehabt haben? Beantwortet man die eine Frage, so beantwortet man auch die andere; deshalb kann man sie zusammenkoppeln."

Trepka erwachte zu neuem Leben.

„Ich anerkenne nur eine gültige Lösung dieser Frage", rief er, „und zwar die, die sich durch eine Untersuchung der — hm — Waffe des Attentäters ergibt. Ich nehme es auf mich, die Abdrücke herauszubekommen, die sich auf dem Leuchter befinden. Daß es Abdrücke gibt, dessen bin ich gewiß. Es ist nicht leicht, vier kleine Schrauben loszuschrauben, wenn man Handschuhe anhat. Versuchen Sie es selbst, wenn Sie mir nicht glauben! Der Leuchter lag zum Glück wohl verborgen. Bevor Epp ihn sah, kann ihn niemand berührt haben; und seither..."

Er brach plötzlich ab.

Eine junge Frau war in den Wintergarten gekommen und stand plötzlich in ihrer Mitte. Sie hatte gelbe Topasaugen und ein dreieckiges, stark sonngebräuntes Gesicht. Sie betrachtete den einen nach dem andern mit abwägenden Blicken und wandte sich schließlich an den Dichter Ebb.

„Mein Name ist Lilith Hambeck", sagte sie. „Herr Ebb, wenn ich mich nicht irre? Der Doktor sagte mir, daß Sie und Ihre Freunde herauszufinden versuchen, was es mit dem Unglücksfall meines armen Vaters für eine Bewandtnis haben mag. Darf ich fragen: Ist es Ihnen gelungen?"

Ebb wand sich. Der Haarschopf, der ihm zu Berg gestanden hatte, begann sich wieder zu legen.

„Wenn es Ihnen noch nicht gelungen ist", meinte sie aufmunternd, „so ist das nicht so merkwürdig. Sie hatten noch nicht viel Zeit zur Verfügung."

Der Dozent übernahm das Wort.

„Ja, wir haben die Sache untersucht", sagte er. „Besser gesagt, Ebb hat eine Entdeckung gemacht. Und wir sind leider zu der Schlußfolgerung gekommen, daß es sich nicht um einen Unglücksfall handelt."

Sie starrte ihn an.

„Kein Unglücksfall? Was sonst?"

„Es gibt kaum mehr als eine zweite Möglichkeit", sagte Lütjens. „So unwahrscheinlich es klingen mag, auf Ihren Vater ist ein Attentat verübt worden."

„Ein..."

Sie vollendete den Satz nicht.

„Und hier", rief Trepka „ist die Waffe, die der Attentäter verwendet hat. Aber Sie können beruhigt sein, Fräulein Hambeck, wir werden den Übeltäter schon finden!"

Sie wandte ihre Blicke langsam dem Gegenstand zu, den er ihr hinhielt. Beim Anblick des Bronzeleuchters glitt ein Ausdruck von Verblüfftheit über ihre Züge. Aber die Verblüfftheit wurde von einem ganz anderen Gefühl abgelöst, dessen Wesen die drei Freunde nicht erraten konnten.

„Der Leuchter!" murmelte sie. Und zum Erstaunen der drei fügte sie französisch hinzu: „Le Chandelier! Sollte es der sein, der..."

„Darüber kann es gar keinen Zweifel geben", warf der Bankdirektor ein. „Vier lockere Schrauben und ein um das Sesselbein gewickelter Leitungsdraht sagen genug! Aber Sie können beruhigt sein, wir werden den Übeltäter finden! Wir müssen Sie nur um etwas bitten, und zwar in Ihrem eigenen Interesse: Erzählen Sie niemandem, was wir gefunden haben. Sie verstehen: „Niemandem!"

Ihre Antwort auf diese Ermahnung war ein Lachen, das von den Wänden des Wintergartens widerhallte. Im nächsten Augenblick waren sie allein.

3.

Der Grund ihres Lachens wurde ihnen erst bei ihrem mehr als verspäteten Frühstück klar. Der Oberkellner, in dessen Brust eine warme Bewunderung für Sherlock Holmes und alle seine Jünger wohnte, streifte um ihren Tisch herum wie eine Wespe um den Honigtopf, empfahl das eine, riet von dem zweiten ab, schlug das dritte vor. Das Gerücht von dem Vorfall beschäftigte bereits das ganze Schiff vom A-Deck bis zum Kielschwein. Da sich aber die drei Freunde hüteten, etwas zu äußern, sah sich der arme Teufel gezwungen, selbst die Offensive zu ergreifen.

„Sehr bedauerlicher Vorfall, das mit dem Gutsbesitzer Hambeck!"

Ebb stimmte zu, sagte aber weiter nichts.

„So ein sympathischer Mann! Immer gut aufgelegt, immer ein freundliches Wort auf den Lippen!"

Trepka bestätigte die Diagnose, hatte aber nichts hinzuzufügen.

„Und heute — wirklich unbegreiflich. Bewußtlos und fast schon drüben! Kann das wirklich ein Unglücksfall sein?"

Lütjens fragte sich dasselbe, wußte aber keine Antwort.

„Es geschehen sonderbare Dinge an Bord! Ja, wirklich! Wie zum Beispiel der Diebstahl bei Frau Friis. Und die Sache mit Herrn Gundelach — merkwürdig! Und neulich die Geschichte mit dem polnischen Grafen — nicht weil man sie mit den anderen Ereignissen in einem Atemzug nennen kann, aber..."

„Der polnische Graf?" fragte Ebb und richtete sich auf. „Was war denn mit ihm?"

„Wissen das die Herren nicht? Das war oben im Wintergarten..."

„Im Wintergarten?" Trepka spitzte die Ohren. „Was war denn da wieder los?"

Der Oberkellner stellte sich in Positur wie ein Opernsänger.

„Ja, das war neulich — lassen Sie mich nachdenken — am Tag, bevor wir nach Dakar kamen. Der Graf kam aus dem Wintergarten herausgestürzt, blutig im Gesicht und an den Händen. Er sah weder nach links noch nach rechts, sondern raste nur wie ein Eichhörnchen um das Deck herum, die Herren verstehen: Immer rund ums Deck herum, rund herum. Dann verschwand er, und es kamen zwei andere Personen aus dem Wintergarten heraus. Die eine war das schöne Fräulein Hambeck, die zweite ihr Vater, der jetzt von diesem Unglück betroffen wurde. Auch sie sprachen kein Wort, sondern gingen schnurstracks in ihre Kabinen; aber Leute, die ihn sahen, sagen, daß er aussah wie eine Gewitterwolke. Dieser Wintergarten da oben war auf dieser Reise zu gar nichts gut, kein Mensch hat sich bisher dort aufgehalten, und jetzt nach dem Unglück des Herrn Hambeck werden sich die Leute dort noch weniger drängen."

„Ganz im Gegenteil", meint der Dozent. „Gerade jetzt besteht die große Wahrscheinlichkeit, daß er eine Attraktion wird. Ist der polnische Graf heute hier gewesen?"

„Gewiß, sowohl zum ersten Frühstück als auch zum zweiten. Und die Wunden im Gesicht und auf den Händen sind fast geheilt. Da scheint also alles in Ordnung zu sein. Aber Fräulein Hambeck hat sich nicht sehen lassen, und der arme Herr Hambeck..."

„Bitte geben Sie mir das Dessert", unterbrach ihn Trepka. „Ich habe es eilig!"

Er schielte auf ein umfangreiches Paket, das er keinen Moment aus den Augen gelassen hatte. Es hatte die Form eines Leuchters und der Oberkellner starrte es an mit Augen so rund wie Teller.

„Das Dessert, ja bitte sehr!" seufzte er und verschwand.

Ebb blickte den Bankmann forschend an.

„Fingerabdrücke?" fragte er.

Ein diabolisches Lächeln kräuselte den Amorinenmund. Aber die einzige Antwort des Bankdirektors war ein Nicken.

„Vergessen Sie nicht", sagte er schon im Gehen, „nicht ein Wort, das die Beute verscheuchen könnte!"

„Nicht ein einziges!" versprach Ebb. „Aber wer ist die Beute? Möchten Sie das nicht sagen?"

Trepka verschwand, ohne zu antworten.

„Was ist Ihre Ansicht?" fragte Ebb den Dozenten. „Gibt es irgendeinen Zusammenhang zwischen dem Fall Gundelach und dem Fall Hambeck?"

„Beim ersten Blick muß man die Frage unbedingt bejahen", erwiderte der Dozent. „Alle äußeren Details sind ja die gleichen: Quetschwunde, Bewußtlosigkeit, Waffe aus Metall — ja, beide Fälle tragen offensichtlich denselben Stempel, wie man sagt."

„Sie vergessen die Glassplitter", bemerkte Ebb mit einem Lächeln.

„Das tat ich absichtlich. Ich glaube ja nicht, daß sie irgendeine Rolle spielen — ich habe sie heute nur aufgehoben, weil sie faktisch da waren. Nein, nach den äußeren Indizien zu schließen, kann man gar nichts anderes annehmen, als daß ein und dieselbe Person beide Attentate verübt hat. Aber Sie sehen wohl ein, wohin das führt? Es gibt bloß einen, der beide Male am Tatort gewesen sein kann und der außerdem auch ein Motiv gehabt haben kann. Sie wissen, wen ich meine?"

Ebb nickte:

„Der Gerichtsrat!"

„Ganz richtig. Er fühlte sich von Gundelach beleidigt und ebenso von Hambeck. Theoretisch könnte er unbedingt dahintertstecken. Aber ich sage wie Trepka: Kein Mensch wird mich dazu bringen, das zu glauben."

Ebb schüttelte den Kopf.

„Sind Sie davon so überzeugt? Der Gerichtsrat ist ein Fanatiker und ein Hitzkopf. Und er log, als er behauptete, daß er an jenem Abend, an dem Gundelach überfallen wurde, gleich schlafen gegangen sei. Sie hörten das selbst. Warum bräuchte er zu lügen, wenn er ein reines Gewissen hatte?"

„Die Menschen lügen immer aus zwei Gründen: Aus Feigheit oder Bequemlichkeit. Er hatte vom Mißgeschick Gundelachs gehört und wollte in diese Sache nicht verwickelt werden. Daß er sich nach der Szene mit Gundelach einige Drinks genehmigte, bedarf wohl keiner besonderen Erklärung."

„Das kann sein", brummte Ebb „Wenn aber hinter dem Attentat auf Gundelach nicht der Gerichtsrat steckt, so kommt doch niemand anderer in Betracht als einer der Neffen. Und von denen kann ja keiner ein denkbares Motiv für ein Attentat auf den Gutsbesitzer gehabt haben."

„Das müssen Sie auf jeden Fall feststellen, bevor Sie auf Herrn von Post Jagd machen. Nebenbei gesagt, ich glaube mich zu erinnern, daß Trepka einmal etwas von einem Flirt zwischen dem einen der Neffen, Teodor heißt er wohl, und Fräulein Hambeck erwähnt hat. Vielleicht war das dem Vater nicht recht? Vielleicht liegt da ein Motiv?"

Ebb sah auf.

„Jedenfalls scheint sich eine Szene zwischen Hambeck und dem schönen Polen abgespielt zu haben. Was sagen Sie zu der Erzählung des Oberkellners?"

„Daß sie sicher auf Wahrheit beruht. Hörten Sie das Lachen Lilith Hambecks? Aber ich bezweifle, daß sie uns sagen wird, was sich damals im Wintergarten zutrug. Und noch weniger werden wir von dem Polen etwas darüber erfahren können."

Während der Unterhaltung hatte der Dozent immer wieder seine Finger in die Fingerschale getaucht und geknetet? Jetzt betrachtete er sie mit zusammengezogenen Augenbrauen.

„Haben Sie sich verletzt?" fragte Ebb. „Oder was ist los?"

„Ich weiß nicht. Es fühlt sich an als hätte ich ein Ekzem bekommen. Ich werde wohl irgend etwas angegriffen haben, das mich infiziert hat. Ich kann nur nicht begreifen, was es gewesen sein soll."

Ebb erhob sich.

„Also, wir sehen uns später. Ich habe noch einiges zu tun."





EIN DENKMAL FÜR „RIH"

Die Front setzt dem Pferd ein Monument der Treue.
In seinen Freistunden an der Ostfront hat der Feldwebel B. eine Holzplastik vollendet, die jetzt in der Heimat gezeigt werden soll. Bemerkenswert ist, daß dem Künstler nur Handwerkszeug zur Verfügung stand, das er sich mühsam aus Granatsplittern und Holz angefertigt hatte.

PK.-Aufnahmen: Kriegsberichter Deman-PBZ. (2).



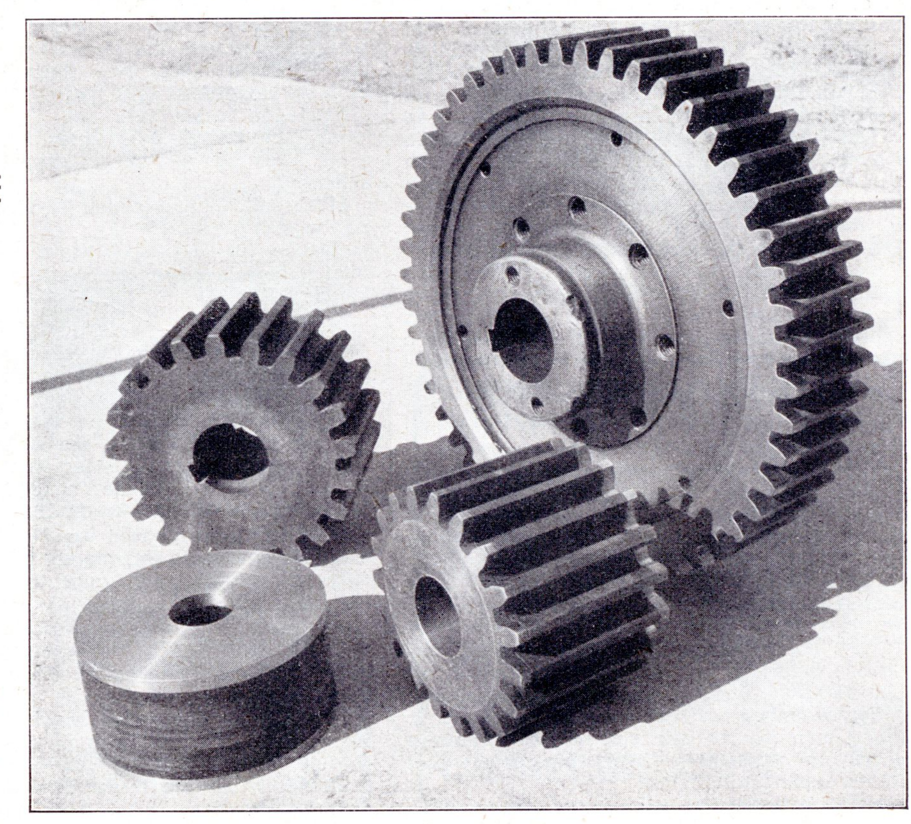
FRÜHER DAMEN-STRÜMPFE FÜR USA. HEUTE: ZAHN-RÄDER AUS SEIDE!

Aus Japan:

Geräuschlos arbeitende Zahnräder.

Seidenwatte wird in eine Form gepreßt und starkem Druck ausgesetzt.

Aufn.: Nippon-Studio (2).



„Ich auch", lächelte der Dozent, indem auch er aufstand.

Von seinem Platz im Hintergrund folgte der Oberkellner dem Abmarsch der beiden mit dem wehmütigen Blick eines Statisten, der den Heldentenor die Bühne betreten sieht.

4.

Ebbs erster Besuch galt dem Wintergarten. Er fand eine kleine Schar Neugieriger vor den Fenstern stehen und hineingucken. Wohlweislich hütete er sich, in ihre Nähe zu kommen — er sah voraus, daß er in zahllose Kreuzverhöre verwickelt würde. Die Türe war versperrt, und das war das Wichtigste. Er verschob daher den geplanten Besuch und begab sich statt dessen in die Funkkajüte, die am gleichen Deck lag. Der Mann da drinnen hatte freie Sicht auf alle, die im Wintergarten ein- und ausgingen, und Ebb wollte einige Fragen an ihn richten.

Der junge Telegraphist erwies sich, seinem Beruf entsprechend, als ein aufgeweckter Beobachter, der nicht nur seine Ohren, sondern auch seine Augen offen hält. Hie und da pflegte er übrigens selbst während seiner Freizeit den Wintergarten aufzusuchen — und es kam selten vor, daß er dabei gestört wurde.

Folgendes hatte er zu erzählen: Der Wintergarten wurde — wenn nicht gerade ein Galadiner stattfand — um elf Uhr abends geschlossen. und um acht Uhr früh aufgesperrt. Heute war seines Wissens niemand anderer als der Gutsbesitzer und der Steward, der ihn auffand, hineingegangen. Tags zuvor war man ja in Dakar gelegen. Da hatte er selbst Landurlaub gehabt. Doch das hatte der größte Teil der Besatzung, und auch die meisten Passagiere waren an Land gewesen. An diesem Tage hatte es also keine Kontrolle über den Wintergarten gegeben — bevor er um elf Uhr abends abgesperrt wurde.

Ebb bedankte sich und ging. Es war folgender Gedankengang, der hinter seinen Fragen lag: Das Attentat war geplant; war es aber erst heute oder schon früher in Szene gesetzt worden? Je weiter zurück die Vorbereitungen lagen, desto kälter war die Berechnung, die dahintersteckte. Und daraus konnte sich ein nicht unwichtiger Anhaltspunkt zur Auffindung des Täters ergeben. Nach der Aussage des Radiotelegraphisten konnte kaum daran gezweifelt werden, daß die Vorbereitungen mindestens zwölf Stunden zurücklagen, vielleicht sogar länger . . .

Soweit war Ebb in seinen Grübeleien gekommen, als er unvermutet auf den Gerichtsrat stieß.

Herr von Post stand ganz vorne an der Reling und suchte mit seinem Feldstecher den Horizont ab. Er begrüßte Ebb mit sichtlicher Befriedigung.

„Ah, Sie sind es? Guten Tag, wie geht's? Ich bin gerade dabei, die Kapverdischen Inseln zu suchen, aber das dürfte wohl noch zu früh sein. Man wird sie erst im Laufe des morgigen Tages sichten. Ich bin nun an den Kapverdischen Inseln nicht besonders interessiert. Man hat die Behauptung aufgestellt, daß sie einer viel späteren, postatlantischen Periode angehören und mit dem versunkenen Sagenland nichts zu tun haben. Jedenfalls handelt es sich um einen nackten Archipel, der als Aufenthaltsort wenig anziehend sein soll. Was hingegen die Inselgruppe von Madeira betrifft, so ist sie ziemlich sicher ein echtes und authentisches Überbleibsel des alten Atlantis, wenn man es auch nicht mit dem Kernpunkt des Landes zu tun hat. Ein deutscher Forscher will exakt beweisen können, wo dieser Kernpunkt lag. Er sagt: ‚Die höchsten Gipfel von Atlantis erheben sich jetzt noch über den Meeresspiegel: Es sind die Azoren. Die kalten und warmen Quellen, von denen die Verfasser der Antike sprechen, fließen dort heute wie damals, aber von der Pracht des Sagenlandes ist nichts übrig. Wenn wir die finden wollen, wenn wir die Hauptstadt selbst, Poseidonis, lokalisieren wollen, so brauchen wir uns nur wörtlich an die Angaben Platos zu halten. Wir werden dann an einen Punkt südlich der Insel Dollabarata gelangen. Hier, verborgen unter dreitausend Meter Wasser, schläft die Stadt mit den goldenen Pforten und den Tempeln Poseidons auf ihren Zinnen, hier würde man Reste der Kultur von Atlantis finden, wenn man ein wenig Geld für Tiefseebaggerung opfern wollte — aber dazu hat man weder Zeit noch Mittel.' Ich für meine Person . . ."

Ebb wußte nicht, ob er wach war oder träumte. Am gleichen Morgen hatte man den jahrelangen Freund dieses Mannes sterbend, oder wenigstens sehr nahe daran, aufgefunden und der stand da und sprach über sein Lieblingthema, als ob nichts vorgefallen wäre. War das Gleichgültigkeit? Oder — oder lag etwas anderes dahinter?

„Herr von Post", sagte er, „haben Sie nicht gehört, was Ihrem Freund Hambeck passiert ist? Das ganze Schiff spricht von nichts anderem."

Über die Züge des Gerichtsrates glitt ein mißvergnügtes Zucken.

„Ja — man hat es mir erzählt. Ich bedauere Hambeck aufs tiefste — aber infolge gewisser Umstände habe ich . . ."

Er vollendete den Satz nicht. Ebb starrte ihn an.

„Haben Sie ihn noch nicht aufgesucht, um sich zu erkundigen, wie es ihm geht?"

„Hm — nein, noch nicht. Soweit ich aus den Erzählungen entnehmen konnte, würde es sich einstweilen gar nicht lohnen. Ja, es war ein sehr bedauerlicher Unfall — sehr bedauerlich."

Ebb antwortete nicht. Halb wie im Traum hörte er, wie der Gerichtsrat sich räusperte und den Faden seines Vortrages wieder aufnahm:

„Ich für meine Person bin der Ansicht, daß Madeira Anspruch auf größte Aufmerksamkeit hat, wenn man nach den Trümmern der versunkenen Atlantis sucht. Was mich vor allem zu dieser Ansicht bewegt, sind die Schlitten, die bei der Bevölkerung in Verwendung stehen. Sowohl Menschen als auch Waren werden auf Schlitten befördert, obwohl auf der Insel nie Schnee fällt. Lenkt das nicht die Gedanken auf eine Zeit, da das R a d noch nicht erfunden war — das Rad, das der Grundstein unserer ganzen europäischen Kultur ist? Ich bin dieser Ansicht und . . ."

Ebb empfahl sich. Er hielt es nicht aus, mehr zu hören.

Wäre er nur zehn Minuten länger geblieben, so hätte er Zeuge einer Szene werden können, die ihm vielleicht noch mehr aufzulösen gegeben hätte. Aus der Funkkajüte traten Maurits und Teodor Gundelach mit einem Telegramm, das sie soeben abgeholt hatten — sie waren mit dem Telegraphisten übereingekommen, ihre Depeschen in Hinkunft selbst zu beheben. Sie öffneten es und blieben wie gelähmt stehen. Nicht einmal der hagere Teodor machte den Versuch, den Überlegenen zu spielen.

„Das ist unmöglich!" murmelte er.

„G—laubst du, daß das T—telegramm lügt?" brachte Maurits mühsam hervor.

Teodor las noch einmal die Worte auf dem Papierstreifen. Dann ging er zur Reling, zerriß das Telegramm mit einer Sorgfalt, von der Marianne viel hätte lernen können, in tausend Fetzen und ließ sie in den Ozean hinaus verschwinden.

Aber Marianne sank gerade in einen Lehnsessel auf dem B-Deck, wo sie Lilith getroffen hatte. In einiger Entfernung waren André und Baron Leerhusen sichtbar, die sie soeben verlassen hatte. Wie der Kunstkenner seine Blicke von der einen Statue zur anderen wandern läßt, um die Vorteile jeder einzelnen abzuwägen, so sah Marianne von André auf den blonden Schweden. Schließlich seufzte sie und heftete ihre Blicke auf den schwedischen Baron mit dem Ausdruck eines Menschen, der beschließt, ein neues Leben zu beginnen.

„Marianne", sagte Lilith und dachte an einen bestimmten Brief, der seit Casablanca in ihrer Tasche lag. „Soll ich dir sagen, was du bist?"

Marianne richtete ihre schönen Augen langsam auf sie. Keine Veilchenblüte hätte taubenetzter sein können als diese Augen.

„Ja, was bin ich?"

„Es klingt besser, wenn ich's französisch sage; da kann das Wort auch Hebekran bedeuten. G,r,u,e — grue. Hast du das noch nie gehört?"

Marianne sah sie mit dem gleichen engelhaften Blick an.

„Komisch", meinte sie. „Ich höre das Wort heute schon zum zweitenmal. Ich wußte vorhin faktisch nicht, was es bedeutete."

„Man kann nicht alle häßlichen Worte einer fremden Sprache auf einmal lernen", tröstete sie die Freundin. „Wer war denn der andere, der dich so nannte?"

Marianne lachte auf.

„André. Dieses Mal seid ihr ausnahmsweise einer Meinung. Warum schlagt ihr euch nicht zusammen?"

Lilith sah sie mit einem Ausdruck an, der fast an Respekt grenzte.

„Danke für den Rat", sagte sie, „aber gerade jetzt habe ich an andere Dinge zu denken — auf Wiedersehen!"

5.

Die Hitze hatte bei den Kanarischen Inseln begonnen, bei Dakar war sie intensiv geworden, und die elektrischen Ventilatoren summten überall, nicht nur im Wintergarten. Als aber der Dozent am gleichen Nachmittag die Kabine Gundelachs betrat, bemerkte er, daß der Ventilator stillstand. Er drückte sein Erstaunen darüber aus, aber der Mann im Bett zuckte lächelnd die Achseln.

„Nach zwanzig Jahren am Nil bedarf es schon mehr als ein wenig Wärme am offenen Ozean, um mich zum Pusten zu bringen. Ich liebe die Hitze, ich fühle mich wohl, wenn es heiß ist!"

„Da muß es ja eine schreckliche Veränderung für Sie sein, nach Schweden heimzukehren", meinte Lütjens. „Wie halten Sie bloß unser Klima aus?"

„Wenn man älter wird, macht man es wie die Tiere, man verkriecht sich in seinem Bau, um zu sterben", sagte Baltsar Gundelach, immer noch lächelnd. „Aber Sie lassen mir ja gar keine Zeit, für die Besuche zu danken. Zuerst Herr Ebb, dann Herr Trepka und jetzt gar der Chef der Firma selbst! Fast zu viel Ehre!"

„Aber ich bitte Sie", wehrte der Dozent ab. „Ich hätte natürlich früher auf Krankenbesuch kommen sollen. Vielleicht kann ich das dadurch gutmachen, daß ich Ihnen die letzte Neuigkeit erzähle. Oder wissen Sie schon, was Herrn Hambeck passiert ist?"

„Ich hörte es von meinem Steward. Armer Hambeck! Wer in aller Welt kann ihn gehaßt haben? Es kann höchstens jemand sein, dem er zu viele Witze eigener Erzeugung kredenzt hat."

„Sie gehen also davon aus, daß es sich um ein geplantes Attentat handelt?"

„Finden Sie nicht selbst, daß es so aussieht? Die näheren Umstände sind wohl genau dieselben wie in meinem Fall. Und daß sich zwei vollkommen identische Unglücksfälle auf ein und demselben Schiff im Laufe weniger Tage ereignen sollten, ist doch sehr unwahrscheinlich."

„In diesem Punkt gebe ich Ihnen vollkommen recht", sagte der Dozent. „Wenn ich richtig verstehe, kennen Sie Hambeck persönlich?"

„Wir kannten uns einst", erwiderte Gundelach und verzog den Mund. „Wir sind gleichaltrig — insofern nämlich, als wir im gleichen Jahr geboren sind, sonst nicht. Haben Sie je bedacht, wie unzutreffend die Altersberechnung ist? Das Alter geht nicht aus dem Geburtsschein hervor, und es steht auch dem Menschen nicht auf der Nase geschrieben. Ich habe eine Menge Runzeln im Gesicht, und mein Haar ist weiß, aber eigentlich bin ich ein Junge von vierzehn Jahren mit Bogenschießen und Versteckspielen im Gebüsch. Meine Neffen Maurits und Teodor sehen aus als wären sie sechsundzwanzig, aber in Wirklichkeit sind sie mindestens vierzig, und Gott weiß, wie alt Sebastian ist. Manchmal habe ich das Gefühl, daß er älter ist als ich selbst. Eines ist sicher: Zwei Menschen wie Hambeck und von Post sind nie junge gewesen. Sie waren zwei Pedanten in der Wiege, und wenn sie ins Familiengrab hinuntersteigen, werden es zwei Pedanten sein, die sich zur Ruhe legen."

„Es bestehen große Chancen daß einer von ihnen es recht bald tut", meinte Lütjens trocken.

„Ich merke, daß ich Sie verletzt habe", sagte Gundelach mit einem reuevollen Lächeln. „Sie haben recht, über einen Mann, der so ein Erlebnis hatte wie Hambeck, soll man nicht scherzen. Meine einzige Entschuldigung ist, daß ich einer ähnlichen Sache ausgesetzt war. Verzeihen Sie, aber haben Sie sich an den Fingern verletzt? Ich sehe, daß Sie sich ab und zu kratzen."

„Ich muß irgendeinen Ausschlag bekommen haben", antwortete der Dozent. „Aber das wird sich wohl wieder geben." Er zog die Luft durch die Nase ein. „Sie verwenden kein Pelargonienparfum mehr?"

Baltsar Gundelach lachte.

„Das Pelargonienparfum war eine Laune, sonst nichts. Ich bekam es zufällig in einer arabischen Parfumerie in Casablanca zu sehen und kaufte eine kleine Glastube davon. Wieso wußten Sie das übrigens?"

„Ich fand die Splitter der Tube bei meinem ersten Besuch bei Ihnen — als Sie bewußtlos waren — und hob sie auf."

„Sie sind wirklich ein gründlicher Detektiv", sagte Gundelach. „Und Sie verstehen Ihre Augen zu verwenden. Welche Schlüsse haben Sie aus den Splittern gezogen, wenn man fragen darf?"

„Ich dachte mir, die Phiole müsse während des Kampfes zwischen Ihnen und Ihrem nächtlichen Besucher zertrümmert worden sein. Da Sie sich aber selbst an keinen Kampf erinnern, muß sie ja auf andere Weise zerbrochen sein. Vielleicht haben Sie sie auf den Boden geworfen, als Sie umfielen?"

„Das ist vermutlich die Erklärung", nickte Gundelach. „Ich war, nebenbei gesagt, nicht der eineinzige, der diese Art Parfum in Casablanca kaufte. Ich sah zufällig, daß unser korrekter Freund, Herr von Post, eine ebensolche Phiole im gleichen Geschäft erstand."

„Wirklich? Das hätte man von ihm nicht erwartet."

„Und Sie merkten also das Pelargonienparfum, sobald Sie damals in meine Kabine kamen? Sie müssen einen scharfen Geruchsinn haben!"

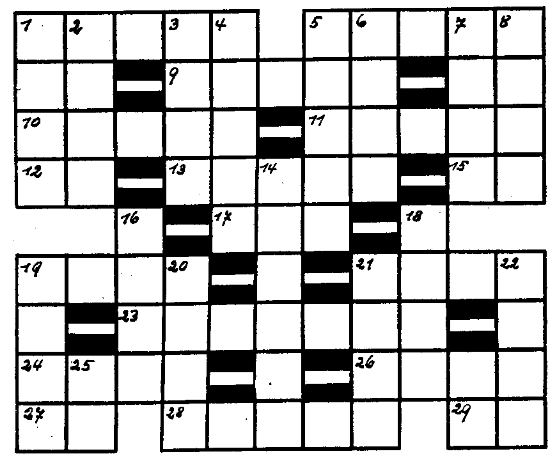
„Oh", meinte Lütjens bescheiden, „arabische Parfums pflegt man einen Kilometer weit zu riechen. Ich wunderte mich eigentlich am meisten darüber, daß es nicht stärker roch. Ja, ich habe einen ziemlich scharfen Geruchsinn."

(Fortsetzung folgt.)

Schriftleitung: München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 2 08 01 und 2 07 55. Berliner Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstraße 88, Fernruf 11 00 22. Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 4.

RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Schmuckgegenstand, 5 Melodie, 9. tier. Körperteil, 10. Stadt in Estland, 11. Brauch, 12. Auerochs, 13. unentschiedenes Spiel, 15. Hohlmaß (Abk.), 17. selten, 19. Insekt, 21. Heizmaterial, 23. Schiffsbauplatz, 24. Stacheltier, 26. Staat der USA., 27. franz. Artikel, 28. Gestalt der Tristansage, 29. Flächenmaß. Senkrecht: 1. südamerikan. Republik, 2. männl. Tier, 3. Drama von Shakespeare, 4. deutscher Mathematiker (18. Jahrh.), 5. türk. Minister, 6. Göttin der Zwietracht, 7. ägypt. Göttin der Finsternis, 8. Wurm, 14. Geschäftsvermittler, 16. Glut, Flamme, 18. deutsche Kolonie, 19. käuflich, 20. militär. Kopfbedeckung, 21. Körperteil, 22. Nebenfluß der Mosel, 25. Tonstufe.

Silbenrätsel

Aus den Silben an bad bel chen da dro e e ei fisch ge gen gie hals i la laub le me mi na ne ni nor phi re sa sind so sturm sul tat ti tuch we weiß wir sind zwölf Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch ergeben; ch und sch = ein Buchstabe. 1. Orkan, 2. griech. Sagengestalt, 3. Kleidungsstück, 4. Ergebnis, 5. Ordensbestandteil, 6. Musikstück, 7. Süßwasserfisch, 8. griech. Sagengestalt, 9. Wurst, 10. sagenhafter Seefahrer, 11. Klagelied, 12. Land in Europa.

1 .... 7 ....

2 .... 8 ....

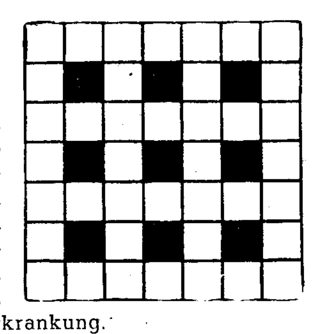
3 .... 9 ....

4 .... 10 ....

5 .... 11 ....

6 .... 12 ....

Viereck



Die Buchstaben: a a a a a a a a a a e e e e e l l l l n n o o o p p p p r r r r r r s s t t u u werden so in die Felder gesetzt, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter erscheinen. 1. Palast in Rom, 2. sudetendeutsche Stadt, 3. Stadt in der Provinz Genua, 4. seelische Erkrankung.

Silbenkreuz

1—2 männl. Tier
1—3 Laubbaum
1—5 weibl. Vorname
2—3 dünne Schale
3—4 gegerbte Tierhaut
3—5 Strom in Sibirien
3—6 Weinernte
4—5 Hafen in der Cyrenaika
5—6 Sinnesorgan

Lösungen der Rätsel in Folge 40:

Rösselsprung: Freu dich des Schönen, / Lerne es lieben; / Suche das Gute, / Lerne es üben. ✶ **Füllrätsel:** 1. Atlantis, 2. Batterie, 3. Statuten, 4. Legation, 5. Fregatte, 6. Sarasate, 7. Internat. ✶ **Zahlenrätsel:** Malachit, Achilles, Leningrad, Lasso, Operation, Roderich, Champagne, Agram. „Mallorca." ✶ **Silbenrätsel:** 1. Nollendorf, 2. Urania, 3. Rosengarten, 4. Dornier, 5. Uhrwerk, 6. Robinson, 7. Chevreau, 8. Dardanellen, 9. Eumeniden, 10. Nubien, 11. Epinal, 12. Innviertel, 13. Nikolaus, 14. Zahlmeister, 15. Einkommen. „Nur durch den Einzelnen wird ein Volk."

SCHACH-BEOBACHTER

Aufgabe.

Zweizüger von Rupert Huber, Aichach.

Weiß: Kd7, Da3, Td2, Tf3, Lb2, Lb7, Sh2, Sh7, Bb5, c2, d6, g6 (12).

Schwarz: Ke5, Dd4, Lc5, Sc1, Sh8, Ba4, b3, b6, g7, h5 (10).

Lösung der Aufgabe in Folge 40:

Zweizüger von J. Haag, München-Borstei.

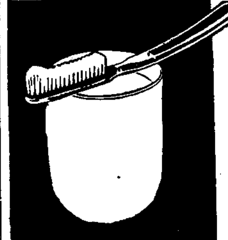
Schlüsselzug: Da7!

Kampf aus der Front!

Nordisches Gambit.

Weiß: Major Bernhold. Schwarz: Kreutzahler.

1. e4, e5; 2 d4, e×d4; 3. c3, d×c3; 4. Lc4, c×b2; 5. L×b2, d6? (Theoriegemäß ist hier d5!); 6. Sf3, Lg4? (nicht immer ist „Fesselung" gut); 7. L×f7+!, K×f7; 8. Se5+, Ke8; 9. S×g4, Sf6; 10. S×f6+, g×f6; 11. Dh5+, Ke7 (auf Kd7 käme Df5+ nebst L×f6!); 12. L×f6+! und Schwarz streckte die Waffen, denn auf K×f6 folgt Dh4+! und Schwarz verliert die Dame. Eine mit besonderem Schneid geführte Partie.









Humor

„Es freut mich sehr, Ihre Gattin neulich kennengelernt zu haben. Ich hatte den Eindruck, daß ich ihr gut gefiel."
„Ja. Ich auch. Es tat mir sehr leid, daß Sie sie nicht früher kennenlernten."

+

„Der Hummer wär' nicht frisch, meinen Sie? Unsere Hummern sind so frisch, daß sie vorhin in der Küche noch untereinander gerauft haben; dabei hat dieser hier leider die Scheren verloren."
„Dann bringen Sie mir doch bitte den Sieger!"

+

„Verstehen Sie etwas vom Flirten, lieber Freund?"
„O nein! Ich dachte einmal, ich verstände etwas davon; aber ich bin dann gleich geheiratet worden."

+

Beim Gewehrappell wettert der Feldwebel: „Meier III, mir wurde gesagt, daß Sie immer mit Ihrer Bildung prahlen; aber die einzige Bildung, die ich bisher im Zusammenhang mit Ihnen gesehen habe, ist die Bildung von Rost an ihrem Seitengewehr!"



Das Lama: „Sie müssen schon entschuldigen, wenn ich mal Ihr Wasser in Anspruch nehme. Aber es waren heute so viele Kinder bei mir zu Besuch, und ich mußte daher so ausgiebig spucken!"
Zeichnung: Kossatz.

„Wir hatten doch vereinbart, daß du mir in diesem Sommer die zweihundert Mark wiedergeben solltest, alter Freund!"
„Na, Erich, sag mal selbst, wir hatten doch dieses Jahr gar keinen Sommer!"

+

Der junge Mann nahm vorsichtig seine Zigarren aus der Brusttasche und legte sie aufs Klavier. Dann breitete er die Arme aus.
Das junge Mädchen aber stürzte sich nicht hinein; es sagte nur kühl: „Sie haben schon früher geliebt, Herr Petersen!"

+

Jörnson und Uffmeyer, Touristen zweier neutraler Staaten, stellen während einer Unterhaltung alle möglichen politischen Betrachtungen an.
Jörnson: „Bei uns paßt man sich in der Lebens- und Geisteshaltung mehr und mehr der neuen Zeit an."
Uffmeyer: „Wir überlegen gerade, ob wir unsere Berge abtragen oder aufschütten sollen, um weiter sehen zu können."

Edmund Th. Kauer:

Englands Kronjuwelen

(14. Fortsetzung.)

Der Schluß in Folge 40:
Elisabeth hatte in ihren Kerkerjahren Zeit genug gehabt, Wirklichkeiten zu entwickeln, sie war nicht zur Träumerin geworden. Sei es nun, daß sie Paulet zuerst fürchtete; sei es, daß ihr schweifender Blick im Umkreise keinen tüchtigeren Mann fand; sie widerstand seinem Lächeln nicht, sie übte keine unbedachtsame Rache, sondern biß energisch in den sauren Apfel, die dritte Königin zu sein, der unser Gentleman sein Leben weihte. Ja, sie folgte sogar dem Vorbild der verhaßten Maria, die ihre Thronerhebung mit einer Beförderung Paulets quittiert hatte, und sorgte dafür, daß der erste Marquis von Winchester zum Sprecher im Oberhaus gewählt wurde. Sie regierte lange, und Paulet war allmählich auch in die Jahre gekommen, in denen man Sinn für Beständigkeit entwickelt. Kein neuer Umsturzplan beunruhigte ihn, kein Rebell durfte auf seine Hilfe zählen.

Ein unbegüteter Verwandter des alternden Marquis, eben jener Paulet, den der Deutsche aus Schillers Maria-Stuart-Drama, wenn auch etwas verzeichnet, kennt, wurde der Wächter der Entthronten. Als Hüter des Kronschatzes erwarb der Marquis das Verdienst, den Stuart-Saphir, „die bitterste Träne, die Maria geweint", in den Kronreif Elisabeths zu fügen. Im übrigen sah er jener großen Zeit Englands, in der das Weltreich gegründet wurde, ziemlich teilnahmslos zu. Das Alter hatte ihn besänftigt. Er starb in den Achtzigern.

Noch einen dritten Gentleman unseren Lesern voruzustellen, gibt der Stuart-Saphir willkommenen Anlaß.

Es war ein Stuart, Jakob I., der 1620 Sir Henry Mildmay zum Hüter des Kronschatzes bestellte.

Weder unter Jakobs noch unter Karls I. Regierung fand Mildmay Gelegenheit, andere als höfische Tugenden zu entwickeln. Sein politischer Ehrgeiz beschränkte sich darauf, daß er sich für das Wiltshire ins Parlament wählen ließ. Dieser Ehrgeiz aber brachte, wenn wir so sagen dürfen, seine Tugend zum Fall. Daß man nicht zwei Herren dienen kann, mag für andere eine Weisheit sein, für diesen Hüter des Kronschatzes war es eine Plattheit, die zum Widerspruch herausforderte. Er war persona grata bei Jakob I., er war es bei Karl I. Im Parlament aber, wo sich das puritanische Komitee breitmachte, hielt er sich zu denen, die das Heft der Zukunft in Händen hielten.

Aus Gründen, die einer gewissen Komik nicht entbehren, hielten die Puritaner ihn für so wichtig, daß sie ihn nicht nur an sich zogen, sondern auf seinen Verrat sogar eine sehr hohe Prämie setzten. Sie legten Wert darauf, in jener Jury, die über Karl I. zu Gericht saß und ihn zum Tod verurteilte, einen königlichen Schatzhüter sitzen zu haben. Sie bestätigten ihn in seinem Hofamte, als der König geköpft worden war, obwohl eine Republik für dieses Geschäft eigentlich keinen Betreuer brauchte, sie zahlten ihm nicht nur seine Gage weiter, sondern schanzten ihm sogar jene fatale Transaktion zu, von der wir in diesen Spalten schon berichtet haben, die Versteigerung des Kronschatzes.

Warum? Wodurch wurde Henry Mildmay ihnen so wichtig?

Sie waren nicht einmal mißlaunig, als er während des Prozesses gegen Karl deutlich genug seine Untreue durchschimmern ließ; sie konnten es nicht mißdeuten, als er eine Erkältung vorschützte und auf diesem Schleichweg um die unangenehme Pflicht herumkam, seine Unterschrift unter das Todesurteil zu setzen. Sie behielten ihn, sie wollten ihn.

Tatsache ist, daß die Puritaner in einer gewissen Verlegenheit waren. Ihr Anhang stammte, bescheiden ausgedrückt, nicht aus den besten Kreisen Englands. Es gelang ihnen auch nicht, den Adel des alten Regimes zu sich herüberzuziehen, sei es nun, daß die hohen Herrschaften ihren Widerwillen gegen das zur Macht gelangte Pack nicht überwinden konnten, sei es, daß der Preis, den ein solcher Meinungswechsel gekostet hätte, den Puritanern zu hoch war. Andererseits aber war man Großmacht, man mußte wohl oder übel diplomatischen Verkehr mit fremden Ländern pflegen, und weder der Lordprotektor, noch einer seiner Paladine besaß auch nur die geringsten Vorkenntnisse, um einem französischen oder spanischen Gesandten ohne bitterste Entgleisung gegenübertreten zu können. In dieser Verlegenheit erwies sich Henry Mildmay nützlich. Er wurde allen Ernstes als „Master of Ceremonies to Foreign Ambassadors", gewissermaßen als Tanzmeister für den Umgang mit Diplomaten in Dienst genommen, und wenn er dabei Fehler beging, so hatte er wenigstens einen Vorteil — seine neuen Herren merkten es nicht.

Sein Weizen blühte 1660, als Karl II. die Stuartsche Monarchie wiederherstellte, war Sir Henry einer der größten Grundbesitzer in ganz England. Eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Königs war es, seinen Kronschatzhüter der ja Amt und Gage behalten hatte, freundlich, aber bestimmt zur Vorweisung der Kronjuwelen zu verhalten. Man war damals in England allgemein der Ansicht, Sir Henry habe bei jener skandalösen Versteigerung von der wir schon erzählt haben, den ganzen Schatz für einen Bettel in seinen Besitz gebracht, und in zahllosen Pamphleten jener an solcher Publizität reichen Zeit wird Sir Henry kurz und knapp „the Knave of Diamonds", der Diamantengauner, genannt. Daß er bei jener Versteigerung zum mindesten einen guten Zwischengewinn eingesteckt hat, wäre bei der Moral, die ihm von seinen Vorgängern überkam, nicht weiter erstaunlich. Auch können die Trinkgelder, die Sir Henry von den ausländischen Diplomaten erhielt, es nicht allein gewesen sein, die ihn zum größten Grundbesitzer des Landes machten.

Wie dem auch sei, Henry Mildmay hatte in dieser kritischen Stunde nicht die guten Nerven, mit denen sich ein Thomas Cromwell oder William Paulet aus der Affäre gezogen hätte. Die Art Takt, die er übte, war schwächlich. Er zog es vor, aus England zu verschwinden. Bis in ein Dörfchen der Grafschaft Essex kam er noch, dort aber hatte er das Pech, einem eingefleischten alten Royalisten, dem Lord Winchelsea, in den Weg zu laufen, der ihn dingfest machen und nach London zurückschicken ließ. Man stellte den Überläufer vor das Gericht, das Mitglieder des Unterhauses abzuurteilen hat, und hier wurde er zunächst aller Ehren und Titel entkleidet, die ihn unter den früheren Stuarts geschmückt hatten und von denen er sich auch unter den Puritanern nicht getrennt. Diese Härte des sonst so gutmütigen Karls II. ist verständlich — ein ganzes Rudel

Königstreuer hatte in den schlimmen Jahren viele Federn gelassen und wollte versorgt oder, bei mangelnder Kasse, wenigstens gestreichelt sein. Aber man beschränkte sich nicht auf diese Entblätterung. Henry Mildmay wurde verurteilt, sein Leben im Tower zu verschmachten, und alljährlich einmal, immer am 27. Januar — dem Gedenktag der Verurteilung Karls I. —, sollte er, verkehrt auf einem Pferde sitzend, vom Tower nach Tyburn geführt und dort auf der traditionellen Richtstätte unter einen Galgen gestellt, dann aber wieder in seine Zelle gebracht werden.

Der weitere Ausgang dieser Geschichte ist nicht ganz durchsichtig. Die offizielle englische Geschichtsschreibung behauptet, daß das grausame Urteil schon nach drei Jahren gemildert, die Kerkerhaft in Verbannung nach Tanger in Marokko verwandelt worden sei. Auf dem Wege ins Exil soll Henry Mildmay im Hafen von Antwerpen gestorben sein. Sein Vermögen verfiel der Krone.

Es gab aber viele Leute, die an dieses harmlose Ende nicht glauben wollten. Man wollte wissen, daß Henry Mildmay doch hingerichtet, sei es nun geköpft oder gehenkt, worden sei. Die Nachwelt könnte sich auch in diesen Ausgang kummerlos schicken, aber die Nachkommen Henry Mildmays, heute noch, ganz wie jene des Thomas Cromwell und des William Paulet hoher englischer Adel, zeigten eine gewisse Empfindlichkeit, unter ihren Ahnherren einen Gehenkten zu haben. Als Beweisstück dafür, daß Henry Mildmay wirklich, wie behauptet, in Antwerpen eines harmlosen Todes gestorben sei, wurde sogar ein Porträt beigebracht, das den verewigten Ritter auf seinem Totenbett zeigte. Der Maler dieses Gemäldes, das noch heute in London gezeigt wird, hat den teuren Verblichenen, offenbar in genialer Vorausahnung der schlimmen Dinge, die später geredet werden würden, so dargestellt, daß man ganz deutlich den bloßen Hals sehen kann, einen etwas mageren Greisenhals, der indessen keinerlei Spuren irgendwelcher ihm zugefügten Unbill aufweist.

Nun ist ein Werk der Malkunst, wie jedermann zugeben wird, kein absolut sicheres Belegstück für den Historiker. Mit einem Photo wäre uns schon besser gedient, aber das war zu jener Zeit ja nicht erlangbar. Wie dem auch sei, die späte Gegenwart muß sich damit abfinden, daß wir nicht ganz gewiß wissen, ob Sir Henry Mildmay jenes Ende gefunden, das er zweifellos verdient hat.

Das Stuartregime, unglücklich von der ersten Stunde an, hatte keinen Bestand. Der Saphir, der als Repräsentant jener wilden, blutigen und manchmal vom Galgenhumor aufgehellten Tage in den englischen Kronschatz eingegangen war, entschwand wieder, als Jakob II. entthront wurde und nach Frankreich floh.

Wir haben schon erzählt, wie harmlos er als Nachlaß- und Erbstück zuletzt nach London zurückkehrte. Vielleicht hat der gutbürgerliche Ausgang seines Romans ihn etwas entsühnt — nicht als Vermächtnis der Königin, die ihren lilienweißen Hals auf den Block legen mußte, glänzt er in der Staatskrone Britanniens, sondern als solides Erbstück.

Diamanten und Perlen der kalten Queen Elizabeth.

Ihre Perlen sind zuletzt auf geheimnisvollen Wegen, in den britischen Kronschatz, dem sie nach ihrem Tode verlorengingen, zurückgekehrt. Der Diamant aber, der ihr größter Stolz war, der „nur" achtzigkarätige, aber ungewöhnlich reine „Sanci", ist nach Indien, das ja wohl seine Urheimat war, zurückgekehrt, und alle Versuche, ihn wiederzugewinnen, scheitern an dem undurchdringlich stolzen Lächeln seines Besitzers...

Der „Sanci" taucht in der europäischen Geschichte auf als stolzer Besitz der burgundischen Krone. Karl der Kühne, eine der letzten grandiosen Rittergestalten des Mittelalters, war der erste historisch verbriefte Eigentümer dieses Steines. Er trug ihn nach Rittersitte an dem Kronreif, mit dem seine Kampfrüstung geschmückt war, und als sein Schicksal sich erfüllte, als seine schweren Reiter bei Grandson und Murten (1476) in den Speeren der Schweizer verbluteten, geschah es, daß ein gutgezielter Pfeil aus einer eidgenössischen Armbrust Karl den Kronschmuck vom Helm schnellte: sehr sinnbildhaft, denn ein Jahr darauf, vor Nancy, besiegelte Karl der Kühne sein Schicksal mit dem Tod auf der Walstatt.

Ein Schweizer Schütze, der nach der Schlacht den Kampfplatz nach guten und nützlichen Funden absuchte, bekam den Stein in die Finger; der Sohn der Berge ließ sich nicht träumen, daß das gleißende Ding mehr sein sollte als ein Stück Glas und ließ es sich von einem Troßkrämer, einer jener traurigen Gestalten, die mit dem Trödel der Schlachtfelder schachern, für einen florentinischen Gulden, den Preis eines Quarts Burgunderwein, abhandeln.

(Fortsetzung folgt.)



Willy Kriegel: „Ich studiere die Natur, male aber aus der Vorstellung."
Ausschnitt aus dem Gemälde des Dresdener Künstlers „Die Quelle" im Haus der Deutschen Kunst 1942.

„So malte ich dies Bild ..."

WIR SPRECHEN MIT KÜNSTLERN: WILLY KRIEGEL

Schriftleitung: Wir kennen Sie ja schon von den Vorjahren. Ihren Eisvogel haben wir in bester Erinnerung — und das Winterstück ebenso, und die Ameisen am Baumstumpf — wie hießen die Bilder doch? — Kriegel: 1941 wurden im Haus der Deutschen Kunst drei Bilder von mir gezeigt, „Sonniger Stein", „Verschneiter Bach" und „Trüber Tag". Im Jahre vorher hing der Eisvogel und 1939 ein dreiteiliges Bild „Wasser — Wiese — Wald". Dieses Stückchen Wald ist das von Ihnen gemeinte „Ameisen am Baumstumpf"! — Schr.: Richtig! Und nun haben Sie wieder zwei Meisterwerke ausgestellt: „Die Quelle" und „Abendsonne im Walde". Im Katalog nennen Sie die Gemäldeart „Mischtechnik". Was verstehen Sie darunter? Weder Brockhaus noch Meyer sagen etwas darüber. — K.: „Mischtechnik" ist ein Wort, das Professor Max Doerner, München, in seinem für die Technik der Malerei grundlegenden Buch: Malmaterial und seine Verwendung im Bilde, erstmalig prägte. Er bezeichnet damit eine Malweise von Tempera und Öl. — Schr.: Das dachte ich mir. Sie untermalen also nach altem Rezept mager mit Tempera und decken mit Ölfarbe? — K.: Ganz so ist der Vorgang nicht. Tempera und Öl, so wie ich dies anwende, unterscheiden sich wesentlich voneinander. Ich untermale auf einem, dem jeweiligen Bilde angepaßten Grundton mit Tempera, und zwar erst mit einer warmen, dunklen Farbe. Etwa so, als ob man auf einem Tonbogen mit Sepia eine Pinselzeichnung machen will. Dann modelliere ich mit hellen Tönen das ganze Bild bis zum hellsten Weiß. Nun folgt die erste Öllasur. Durch diese dünne farbige Ölschicht scheint die in Tempera aufgetragene Modellation wie Steine in einem tiefen, klaren See. Dadurch hat man die Empfindung, in das Bild hineinschauen zu können. Auf diese transparente Ölfarbe kommen wieder Tempera-Lichthöhungen, welche wiederum mit Ölfarbe überlasiert werden, bis dann schließlich das Bild beendet ist. Sie ersehen schon aus diesen kurzen Bemerkungen, daß die Mischtechnik doch recht kompliziert ist. Das Entscheidendste ist vielleicht wie folgt gesagt: Ich trenne meine Malerei in Zeichnen und Modellieren mit Tempera — und Farbe-geben mit Öllasuren. — Schr.: Wir stellten zuerst diese technische Frage, weil Ihre Bilder ja in erster Linie technische Wunder sind. Ich habe viele Besucher genau beobachtet: Schon aus der Ferne stutzen sie bei Ihren Bildern, und die Verwunderung wird größer, je näher sie herangehen. Schließlich steht jeder so nah davor, als wollte er die Kleeblätter oder die Farne pflücken. Es ist höchste Illusion der Wirklichkeit, was Sie erreichen. Ist das auch Ihre letzte Absicht? — K.: Meine Bilder sind keine technischen Wunder, sondern technische Wirklichkeiten. Das Wunderbare daran ist einfach nur die tausendfältige Möglichkeit von Farbe und Form, die unsere deutschen Meister uns erarbeiteten und schenkten, weil sie keine „Kunstmaler", sondern „Malermeister" waren! Mein Ziel ist nicht, wie Sie fragen, höchste Wirklichkeit; dies ist lediglich ein vorläufiges Ergebnis meiner Vorstellung von kommender Malerei. Ich bescheide mich in meinen Aufgaben, verzichte in meinen Vorwürfen auf jede Großartigkeit, auf jedes sogenannte Monumentale. Dadurch kann ich das Wenige, was ich sage, klarer, deutlicher und eindringlicher vortragen. — Schr.: Was uns zu hoher Bewunderung zwingt, das ist Ihre Fähigkeit, trotz aller Detailarbeit das Ganze im Auge zu behalten, namentlich bei Bildern von so großen Ausmaßen. Ich glaube nicht, daß Sie mit Teilstudien arbeiten, sondern vermute, daß Sie sich im Atelier eine Art Riesenterrarium aufgebaut haben, ein Gewächshaus, das immer frisch bleibt, auch wenn Sie noch lange daran arbeiten! — K.: Ihre Frage wird zum Teil schon im Vorhergehenden beantwortet. Ich studiere fleißig in und an der Natur und male dann das eigentliche Bild aus der Vorstellung heraus. — Schr.: Nach Form und Inhalt geht die Malerei vielfach andere Wege als Sie, Herr Kriegel; aber seit den Naturalisten des griechischen Altertums hat die Welt doch immer wieder höchste Bewunderung gehabt für eine Kunst, die Weintrauben so täuschend nachahmt, daß die Vögel danach picken. — K.: Mein Weg wird bestimmt von der Vorstellung, die ich von der kommenden Malerei habe. Wir müssen auf jedes Theater verzichten und ganz, ganz bescheiden werden, dann können wir vielleicht wieder einmal über uns hinauswachsen und Ewiges schaffen! Unsere Zeit ist so gewaltig und groß, daß es stärkster Konzentration bedarf, damit die heutige Malerei nicht in leerer Illustration steckenbleibt.



Willy Kriegel in seinem Atelier.
Aufnahmen: Jaeger & Goergen, Kesting.



Unter dem Feuerschutz der Schweren Artillerie ist die Infanterie vorgestürmt; ein LMG. richtet die ersten Feuergarben gegen ein feindliches Widerstandsnest.

PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Schelm (Atl.).

Verlag: Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 22. Hauptschriftleiter Dietrich Loder, Stellvertreter: Dr. Hans Diebow, beide in München. Verantwortlich für den Anzeigenteil: Joh. Bartenschlager, München. Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München. Printed in Germany.
A B C D E F G 12)